

Sein ist die Rache

Von Erwin Koch

Beim Flugzeugunglück von Überlingen verlor Witalij Kalojew seine Familie. Er erstach den Fluglotsen. Nach der Haft wurde er Minister in Nordossetien. Jetzt zog er gegen Georgien in den Krieg

Kalojew ist fort. Heute Morgen kurz vor acht, silbergraue Sportschuhe an den Füßen, schwarze Hose, schwarzes Hemd, setzte er sich ins Auto, einen Dienstwagen des Bauministeriums der russischen Republik Nordossetien, Kennzeichen A928MK 15 RUS, und fuhr in den Krieg.

Seine Tasse, halb voll, steht noch hier, im Schrank die Plastik, die er vor Monaten, heimgekehrt aus dem Schweizer Knast, verehrt bekam, ein Bronzekrieger mit gekreuzten Säbeln über grimmigem Haupt: Witalij Kalojew, geboren am 15. Januar 1956, Ossete des Jahres 2007.

Daneben die Tabletten gegen den Bluthochdruck.

Er ist kein schlechter Mensch, weint Soja, Kalojews älteste Schwester, eine Großmutter, die ihren Mann während Wochen verlässt, um Kalojew das Frühstück zu machen, die Wäsche, den Haushalt, den kleinen Garten vor dem mächtigen, hohen Haus. Er ist, weint Soja in der Küche ihres berühmten Bruders, gut und wild.

9. August 2008, Samstag, ein heißer, staubiger Morgen in Wladikawkas, Nordossetien.

Hinter den Bergen, in Südossetien, das zum Staat Georgien gehört, ist Krieg, Kalojew, stellvertretender Bauminister seit einem halben Jahr, eilt im Dienstwagen der Marke Wolga durch den Kaukasus, seinem Stamm zu helfen.

Es gehört sich so.

Soja weint: Wenn ihn jemand je zur Vernunft brachte, dann seine Swetlana.

Swetlana Kalojewa, geborene Gagojewa, und ihre zwei Kinder, Konstantin, elfjährig, und Diana, vier, stiegen am Abend des 1. Juli 2002, einem Montag, auf dem Moskauer Flughafen Domodedowo in ein Flugzeug der Bashkirian Airlines, Flugnummer 2937. Sie waren unterwegs, ihren Mann und Vater zu besuchen, Witalij Kalojew, den sie neun Monate lang nicht mehr gesehen hatten, Kalojew, Bauingenieur und Architekt, lebte seit anderthalb Jahren in Barcelona, führte dort den Bau einer Villa am Meer, die ein reicher Landsmann sich leistete.

Fast hätten sie den Flug verpasst, Diana, die Kleine, hatte sich im Flughafen verlaufen, war mit einem Mal verschwunden gewesen, hatte dann plötzlich wieder neben ihrer Mutter gestanden, weinend vor Angst.

Im Flugzeug, das aus Ufa kam, der Hauptstadt der russischen Teilrepublik Baschkirien, saßen bereits wenige Frauen und Männer und Dutzende Kinder, beste Schüler, die zum Lohn nach Spanien in den Urlaub durften. Um 22.48 Uhr, mit achtzehn Minuten Verspätung, hob die Maschine ab, eine Tupolew 154, 69 Menschen darin – vorgesehene Flughöhe 36000 Fuß.

Zwei Stunden später, um 23 Uhr mitteleuropäischer Zeit, startete im italienischen Bergamo ein Frachtflieger der Firma DHL in Richtung Brüssel, eine Boeing 757, Flugnummer 611, zwei Menschen darin – vorgesehene Flughöhe 36000 Fuß.

Der Himmel über dem Bodensee wurde bewacht von der Skyguide AG, einem Privatunternehmen, das zu 99 Prozent der schweizerischen Eidgenossenschaft gehört. Wie üblich bei dieser Firma, saß ab 23 Uhr ein einziger Lotse vor den Kontrollschirmen, ein zweiter schlief im Pausenraum. Wartungsarbeiten waren im Gange, Haupttelefon- und Hauptradarsystem ausgeschaltet, das Reservesystem, zwar weniger leistungsfähig, war in Betrieb.

Um 23.21 Uhr empfing der Lotse in Zürich den ersten Funkspruch der Boeing, drei Minuten später den Anruf eines verspäteten Airbus der Aero Lloyd, der in Friedrichshafen sofort landen wollte, wieder sieben Minuten später die Ansage der russischen Tupolew auf ihrer Reise nach Barcelona. Der Lotse, vor vier Bildschirmen sitzend, rollte auf seinem Stuhl hin und her, zwei Meter Weg, sprach in verschiedene Mikrofone, versuchte, den Airbus zu landen, die Boeing und die Tupolew zu leiten. Hin und her. Schließlich erkannte er die Gefahr einer Kollision und befahl den russischen Piloten, ihre Maschine abzusenken, von 36000 auf 35000 Fuß, das automatische Warnsystem in der Kanzel der Tupolew verlangte das Gegenteil – man vertraute dem Lotsen.

Und auch die Boeing, von ihrem Warnsystem dazu gedrängt, war bereits im Sinkflug.

Das Unmögliche geschah bei Überlingen um 23.35 Uhr und 32 Sekunden, zwei Flugzeuge und 71 Menschen fielen elf Kilometer tief, Swetlana, Konstantin, Diana.

Die Jahre, weint Soja am Küchentrog, die er mit Sweta verbrachte, war er anders als sonst.

Ruhig war er, sagt Soja, normal.

Sie spült sein Geschirr, wischt sich mit dem Rücken ihrer Hand die Tränen weg. Der Fernseher lärmt, nichts als Krieg und Panzer, die südwärts nach Georgien rollen, um dort die ossetischen Brüder zu schützen, überfallen von georgischen Barbaren.

Das Telefon schellt, Soja lügt, sie wisse nicht, wo der Bruder sei, wahrscheinlich im Ministerium am Platz der Freiheit, wo sonst?, er arbeite so viel, zu viel, seit er wieder Arbeit habe, auch samstags, ja, Gott sei gepriesen, dass Witalij Arbeit hat, ohne Arbeit wäre er noch trauriger, verloren in schwarzen Gedanken.

Kalojew, im Flughafen von Barcelona, 2. Juli 2002, begann zu wimmern, als jemand ihm sagte, das Flugzeug, auf das er warte, komme nie mehr. Er setzte sich auf eine Bank, legte den Kopf in beide Hände, wiegte den Oberkörper vor und zurück, eine Stunde lang. Endlich sagte

man ihm, wo Überlingen ist, Süddeutschland, Kalojew, mit der ersten Maschine am Morgen, flog nach Zürich. Ein Mann stand in der Ankunftshalle, ein Schild vor der Brust, ÜBERLINGEN in kyrillischer Schrift, der Flughafenpfarrer, neben sich eine Dolmetscherin. Im Taxi fuhren sie nach Überlingen am Bodensee, erreichten den Ort gegen 15 Uhr, ein sonniger Tag.

Seine Frau Sweta war der Fluss, aus dem Witalij trank, sagt Soja.

Soja seufzt: Hätten sie damals das Flugzeug verpasst, wäre er jetzt nicht im Krieg.

Das russische Fernsehen schreit die humanitäre Katastrophe heraus, georgische Schurken, eiskalt, knallten verletzte russische Friedenssoldaten ab.

Das Telefon. Nein, Witalij ist nicht hier.

Zehn Tage lang blieb Kalojew am Bodensee, lebte im Haus einer Familie, deren Tochter Russisch sprach, er rauchte, trank Kaffee nach Kaffee und ging durch Wiesen und Wälder, suchte die Seinen, besah sich Leichen, eingehüllt in weiße Tücher, Kalojew schrie und schlug, wenn jemand ihm einen Weg verbot.

Diana lag, als schlief sie, unter einem Baum an einem Bach, Kratzer im Gesicht, Konstantin war der Schädel geplatzt, das Becken zersprungen, von Swetlana waren nur Klumpen.

Kalojew sammelte die Erde, auf der seine Familie lag, die Perlen der Kette, die Diana getragen hatte, er setzte Tafeln zu ihrem Andenken, Sveta, Kostas, Diana, 01.07.2002, Kalojew rasierte sich nicht mehr.

Kalojew schrie, bis man ihm erlaubte, seine Toten zu sehen, er war dabei, als sie die Tochter wuschen, hielt ihre Hand. Die Frau des Bestatters führte den Mann in die Kleiderläden der Stadt, bezahlte, was Kalojew wählte, eine weiße Bluse, einen Rock, eine Jacke, Schuhe für Swetlana, einen Anzug für Konstantin, Rüschen für Diana, versetzt mit kleinen rosa Schleifen. Kalojew brüllte, bis sie die Toten, jeder in seinem Sarg, fotografierten und ihm die Abzüge gaben, die Tochter in ihrem letzten Gewand, den klugen Sohn, die fromme Gattin, von der wenig geblieben war, leere Bluse, leerer Rock, leere Schuhe.

Am 12. Juli 2002 standen die Särge im Flughafen Zürich, der Pfarrer segnete, Kalojew zeigte ihm die Bilder der Leichen, sagte, mit einem Gott, der solches zulasse, stehe er im Krieg.

Drei Tage lang bahrte er die Familie im Wohnzimmer seines großen, mächtigen Hauses in Wladikawkas auf, das aussieht wie eine Fabrik, Levchenko uliza Nummer 35. Tags öffnete er den Sarg der Tochter, nachts, wie es Brauch ist, schloss er ihn, Menschen kamen und gingen, Tausende traten in den Raum, den Swetlana einst gefüllt hatte mit teuren Möbeln aus Moskau, schweren grünen Vorhängen, grünen Teppichen, Spiegeln, Kronleuchtern und künstlichen Rosen in hohen Vasen. Kalojew saß auf einem Stuhl, bedauert von seinen drei Schwestern, seinen zwei Brüdern, und rauchte und weinte, sah keinem ins Gesicht.

Fünftausend Menschen zogen mit Kalojew zum Friedhof Giselsky im Westen der Stadt, vorbei an Plattenbauten und Tankstellen, Kalojew, ganz in Schwarz, hörte nicht auf, die Gräber blind mit Erde zu füllen, atemlos. Endlich ging man zurück an die Levchenko, Zelte standen in der Straße, Tische, Bänke, man aß Schaf und Reis, trank Wodka und Wasser, bis es Abend war.

Kalojew fuhr nun täglich zum Friedhof, morgens, abends, nachts, blieb stundenlang dort und weinte, er zeichnete ein Grabmal, entschied sich für schwarzen Marmor, ließ darauf die Gesichter seiner Liebsten zeichnen, Konstantin im Dress einer amerikanischen Footballmannschaft, Leibchen Nummer 45, Swetlana mit Hortensien im Arm, ihr Kreuz am Hals, die Kette, die Kalojew ihr geschenkt hatte, Diana mit Hütchen und Rüschen. Seltsam lächelnd stehen sie im Hof des Hauses aus roten Ziegeln, der Zwetschgenbaum blüht, die goldene Kuppel der Kirche des heiligen Georg glänzt, die Kalojew errichtet hatte, die größte Kirche in Wladikawkas, Hauptstadt der Republik Nordossetien.

Kalojew wehrte sich nicht, als die Polizei ihn holte

Fünf Monate dauerte der Bau der Stätte, Kalojew schuf sie mit bloßen Händen, er aß kaum, redete wenig, er setzte eine Sitzbank aus schwarzem Marmor, einen kleinen Tisch neben das Denkmal, pflanzte drei Tannen, zwei Rosenstöcke, polierte den Stein, bis er glänzte, ließ Platz für einen vierten Sarg.

Um das Grabmal zu bezahlen, 45000 Dollar, verkaufte Kalojew seine Baumaschinen, den Werkhof, den er besaß aus der Zeit, da er eine eigene Firma geführt hatte, vierhundert Angestellte in den neunziger Jahren.

Kalojew hörte zu reden auf.

Ins Wohnzimmer stellte er die Betten seiner Toten und belud jedes mit Fotos und Reliquien, mit dem Schmuck und den Parfums der Frau, den Schulheften und Plastiksauriern des Sohnes, das Bett der Tochter füllte er mit Puppen, Krönchen und Spangen, auch Schokolade legte er hinein, von Diana angeknabbert.

Soja klagt: Witalij ist kein schlechter Mensch.

Was er trägt, kann ein Mensch allein nicht tragen, sagt Soja.

Sie setzt sich auf das Sofa in Kalojews Küche und legt die Hände in den Schoß, sie wartet und sieht zum Fenster, der Zwetschgenbaum, sie schiebt sich ein Kissen in den Rücken, darauf das Bild eines Kätzchens zwischen zwei Rosen, weiße Pfötchen. Der Fernseher läuft, zeigt Panzer um Panzer, die südwärts rollen, in Georgien, sagt die Sprecherin, geschehe an den Osseten ein Völkermord.

Wenn er doch, sagt Soja, wenigstens anriefe, damit man wüsste, wo er ist.

Aber so war er schon als Kind, weint Soja.

Das Telefon schellt, Soja schaut zur Uhr, die über dem breiten, dunklen Schrank hängt, bald zwölf Uhr, sie steht auf und nimmt ab, Jurij, der älteste Bruder, Arzt in Moskau. Ja, antwortet Soja, er ist fort.

Du hast es nicht verhindert, klagt der Bruder.

Wie könnte ich?, weint Soja.

Ministerpräsident Putin, direkt von der Eröffnung der Olympischen Spiele in Peking, ist in Wladikawkas eingetroffen, schreit der Fernseher, Putin sagt, wer meine, er könne russische Bürger ungestraft töten, der irre sich sehr.

Soja schaut zur Uhr, sie fährt sich übers Gesicht, zögert, stellt sich dann an den Herd und beginnt zu kochen, zwei Forellen in einer großen Pfanne.

Vielleicht kommt er ja doch und hat Hunger.

Tags saß Kalojew im Wohnzimmer neben den Betten seiner Toten und rauchte, er stand auf, besah sich die Dinge, die sie gelassen hatten, Schmuck, Saurier, Puppen, und ordnete sie neu, abends fuhr er zum Friedhof, die Fotos der Leichen auf der Brust, manchmal schlief er neben dem Grabmal ein und kam am Morgen erst wieder. Er verbot sich jede Süßigkeit, weil er dachte, Süßes, das seine Kinder so sehr liebten, stehe ihm nicht zu, er saß und rauchte, trank Kaffee und schwieg, manchmal hörte er sie schreien, Papa, hilf uns. Kalojew rechnete aus, wie viele Minuten seine Kinder, als sie aus dem Himmel fielen, in Todesangst waren.

Kalojews Bart wurde lang und grau. Nachts schreckte er aus dem Schlaf und fantasierte, dass die zwei Piloten der Boeing, ein Brite und ein Kanadier, besoffen im Frachtraum ihres Fliegers schliefen, während die Russen, als es ans Sterben ging, die Maschine verzweifelt zu retten suchten. Kalojew stellte sich vor, dass auf der Blackbox der Tupolew die Schreie der Kinder zu hören waren, dass der Fluglotse, dieser unfähige Mensch, schon zehn Beinahezusammenstöße verursacht hatte, Kalojew, wenn er nachts, allein im Ehebett, aufschreckte, war überzeugt, dass er persönlich die Leichen der Familie fand und sorgfältig wusch.

Am 1. Juli 2003, dem ersten Jahrestag der Katastrophe, reiste Kalojew, begleitet von seinem ältesten Bruder Jurij, nach Überlingen, eine Schweizer Bundesrätin war dort und bedauerte, der Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Kalojew goss Cognac auf die Stellen, wo man seine Toten fand, streute ossetische Erde darüber, entdeckte dann den Chef der Skyguide AG und hielt ihm die Bilder der Leichen hin – der Mann drehte sich weg. Man drücke, ließ die Skyguide verlauten, den Hinterbliebenen das Beileid aus, weise aber Vorwürfe, die ihr Verhalten angehe und eine allfällige Verantwortlichkeit, als ungerechtfertigt und verfrüht zurück, die Untersuchungen seien noch nicht abgeschlossen.

Am anderen Tag saßen Kalojew und sein Bruder in einem Zimmer der Skyguide AG im Flughafen Zürich, man erklärte mit PowerPoint, Kalojew fragte, wer schuld sei am Unglück.

Das wisse man noch nicht, bedauere jedoch sehr, was geschehen sei.

Kalojew sagte, er möchte mit dem Fluglotsen reden.

Der sei im Urlaub, erwiderte die Skyguide.

Alles, was ich will, ist eine Entschuldigung, sprach Kalojew.

Kalojew reiste zurück an den Nordrand des Kaukasus, die Fotos der Leichen auf der Brust, er fuhr zum Friedhof, morgens, abends, nachts, Soja, die älteste Schwester, die ihm das Frühstück machte, die Wäsche, den Haushalt, Hof und Garten, bat: Schneid doch endlich deinen Bart ab, die Zeit der Trauer ist vorbei.

Im September 2003 flog Kalojew nach Moskau und begab sich ins Büro einer Privatdetektei. Er möchte wissen, wo dieser Fluglotse wohne, der in der Nacht des 1. Juli 2002 in Zürich vor den Radarschirmen saß, er wolle seine Adresse, sein Bild, auch ein Bild seines Hauses. Die Privatdetektei, um den Auftrag zu erfüllen, behalf sich mit Kollegen in Zürich. Die verlangten, bevor sie tätig wurden, eine Bestätigung, dass die Informationen, die man liefern werde, nicht zum Nachteil des Fluglotsen verwendet würden, Kalojew bestätigte mit einem fremden Namen.

Im November, mit Schreiben vom 04.11.2003, erreichte Kalojew ein Brief deutscher Rechtsanwälte, die sich ihm angedient hatten, von der Skyguide AG eine möglichst große Entschädigung zu verlangen. Die Schweizer boten 60000 Franken für Swetlana, je 50000 für Konstantin und Diana. Kalojew, als er den Vorschlag las, schmiss eine Vase zu Boden, zertrümmerte in seiner Wut einen Stuhl.

Vor dem Geld, wie es sich gehört, kommt die Entschuldigung!

Ich war fünfzehn und bewusstlos vor Freude, sagt Soja, als er auf die Welt kam, mein kleinster, jüngster Bruder, ich schrie, ich tanzte, Witalij war so schön, nach Milch roch er und nach Melone.

Sie dreht die Forellen im Öl, schaut zur Uhr über dem Schrank, putzt sich die rissigen Hände am langen Rock. Er war mein Kind, sagt Soja.

Manchmal verwechsle ich Dinge, die ich mit meinen eigenen Kindern tat, mit Dingen, die ich mit Witalij tat. So sehr liebe ich ihn.

Dann war Kalojew fort, Februar 2004.

Am 21., mit einem Rückflugticket Wladikawkas–Moskau–Zürich–Barcelona, den Fotos der Leichen und zwei Flaschen Wodka im Gepäck, stand er im Flughafen Zürich-Kloten, nahm ein Taxi zum nahen Hotel Welcome Inn und legte sich ins Zimmer 316. In Kloten, Rebweg 26, wohnte der Fluglotse. Am 22., einem Sonntag, suchte er dessen Haus, fand es und schlich darum herum, kehrte schließlich ins Hotel zurück, sah fern. Am Montag ging er zum Flughafen, wollte dem Pfarrer, der ihn damals nach Überlingen gebracht hatte, zwei Flaschen Wodka schenken und ihn vielleicht bitten, ihn, Kalojew, zum Fluglotsen zu begleiten – der Pfarrer war im Urlaub. Kalojew legte sich in sein Zimmer und verließ es, ganz in Schwarz, am Dienstag wieder, irgendwann nach 17 Uhr. Am Rebweg rauchte er eine Zigarette zu Ende und hielt einer Frau, die ihn sah, einen Zettel hin, darauf der Name und die Adresse des Lotsen. Die Frau zeigte auf die Wohnung ihres Nachbarn. Kalojew trat auf den Gartensitzplatz des Lotsen, wartete, schließlich öffnete sich die Tür, und der Mann, blond und groß, der Kalojew bemerkt hatte, kam aus dem Haus, es war fast dunkel.

Kalojew benutzte ein Schweizer Sackmesser der Marke Wenger, Typ Ranger, Klingenlänge zehn Zentimeter. Der Lotse, nach dem ersten Hieb, schrie und fiel, die schwangere Ehefrau nahm die Kinder und floh zu den Nachbarn. Kalojew stieß das Messer ins Herz des Mannes, dreimal, vierzehn Zentimeter tief, durchtrennte am Schlüsselbein Arterie und Vene, stieß die Waffe in den Bauch und wühlte im Gedärm seines Opfers, zerfetzte die Leber und zog dem Lotsen endlich das Messer übers Gesicht, brach zwei Zähne aus dem Mund, schlitze dem Mann, als wollte er ihn entstellen, beide Mundwinkel auf.

Kalojew lief weg und schmiss das Messer in nahes Gesträuch, er eilte ins Welcome Inn, wusch sich und zog sich um, steckte Kleider, Stiefeletten und den Umschlag mit den Fotos der Leichen, alles blutverschmiert, in eine Tüte aus Papier, verließ sein Zimmer und ging in die Tiefgarage des Hotels, öffnete die Tür des Notausgangs, warf dann die Tüte in ein Gebüsch.

In Straßenkleidern lag er auf dem Bett, ruhig und steif, als die Polizei ihn holte, 25. Februar 2004, 14 Uhr, Kalojew wehrte sich nicht. Man rief eine Dolmetscherin, er sei, sagte Kalojew, zur Tatzeit in einer Bar gewesen. Am späten Nachmittag brachten sie den Mann, der wenig sprach, niemandem ins Gesicht sah, nach Rheinau ins Psychiatriezentrum, Sicherheitsstation 1. Sein Bett stand in der Mitte eines Raums, war bewacht von Kameras, Kalojew schwieg.

Im Gefängnis erreichten ihn Briefe voller Mitleid aus Russland

Der Parlamentsvorsitzende der Republik Nordossetien, nachdem er in den Zeitungen von Kalojews Tat gelesen hatte, schrieb sofort einen Brief an die russische Botschaft in Bern, man möchte sich um den Landsmann Kalojew, zerbrochen am Verlust seiner Familie, sorgsam kümmern und ihm die besten Anwälte der Schweiz bestellen, am Finanziellen soll es nicht scheitern.

Kalojew schwieg.

Er rannte mit dem Kopf gegen die Wand, er weigerte sich, die Medikamente zu nehmen, die man ihm reichte, er saß auf einem Stuhl und schlug sich mit den Fäusten die Schenkel blau, um den Schmerz zu fühlen, den seine Kinder fühlten, als sie die Erde erreichten.

Warum nur, schrie er, kam ich auf die Idee, meine Kinder nach Barcelona zu holen?

Weshalb nur schickten die Schweizer diesen Bastard von einem Fluglotsen nicht ins Gefängnis, sondern zum Psychologen? Klar, damit der Psychologe dem Lotsen das schlechte Gewissen austreibt, klar, russische Kinder sind den Leuten hier nichts wert.

Warum nur sperren sie mich statt in ein Gefängnis in diese Klinik? Weil sie wollen, dass ich mich umbringe, klar.

Drei Wochen nach der Tat, fast täglich verhört, sagte Kalojew, es sei möglich, dass er am Abend des 24. Februar beim Haus des Fluglotsen gewesen sei.

Er küsste seinen Bruder Jurij, der ihn besuchte, und erzählte, im Schachspiel sei er hier unbesiegt. Jurij, zwanzig Jahre älter, schenkte Kalojew ein Tonbandgerät und Kassetten, ossetische Lieder.

Herr Kalojew, sagte ein Psychiater, bitte beantworten Sie mir folgende Frage: Weshalb, Ihrer Meinung nach, sollen die Menschen Sie lieben?

Was für eine idiotische Frage! Meine Schwestern und Brüder, Cousins und Neffen und Nichten lieben mich ohnehin. Wer soll mich außerdem lieben? Und wozu?

Soja schaut zur Uhr über dem Schrank, es ist Nachmittag und Krieg, zwei Stunden von hier, sie stellt den Fernseher aus und verlässt das Haus, bückt sich im Hof nach Kalojews

Zwetschgen, die auf dem Beton liegen, legt sie in einen Korb. Dann streckt sie sich und ächzt, trägt den Korb ins Haus, schaut zur Uhr.

Das Telefon. Witalij ist nicht hier.

Wo kann ich ihn erreichen?

Nirgends, sagt Soja.

Sie weint: Alle wollen sie etwas von ihm, weil er ein guter Mensch ist, alle wissen, dass er gut ist, alle bitten ihn um dies, um das, wollen Geld oder ein Haus, Asphalt auf der Straße, eine Bewilligung für dies und das, immer wollen sie etwas von Witalij, seit er im Ministerium ist.

Soja setzt sich aufs Sofa, schiebt sich das Kissen in den Rücken, Kätzchen mit weißen Pfötchen, stellt den Fernseher an, Genozid in Südossetien, sagt die Sprecherin.

Mein Gott, seufzt Soja und streichelt ihr graues Haar.

Am 18. Februar 2005, fast ein Jahr nach dem Tod des Fluglotsen, sagte Kalojew seinem Untersuchungsrichter, er könne davon ausgehen, dass er, Kalojew, der Täter sei, an die Tat aber erinnere er sich nicht.

Zwei Wochen später, 3. März, gab Kalojew einem Journalisten der Komsomolskaja Prawda fernmündlich Auskunft. Die Schweizer seien ein Gesindel, dessen Hundesprache er nicht lerne, dessen Gericht er nicht anerkenne, das Schlimmste aber sei, dass er die Gräber seiner Kinder nicht besuchen könne.

Warum wollten Sie den Fluglotsen treffen?

Ich wollte ihn dazu bringen, dass er Reue zeigt. Ich wollte ihm Fotos meiner toten Familie zeigen und dann zusammen mit ihm zur Skyguide gehen und das Fernsehen einladen, damit die Skyguide sich bei mir vor laufender Kamera entschuldigt.

Sie gingen also zu ihm...

Ich habe geklopft. Er kam heraus. Ich habe ihm mit den Händen Zeichen gemacht, dass er mich hereinlässt. Aber er hat die Tür zugeschlagen. Ich habe wieder geklingelt und ihm gesagt: Ich bin Russland. Diese Worte weiß ich noch aus meiner Schulzeit. Er schwieg. Ich habe Fotos hervorgeholt, auf denen die Leichen meiner Kinder zu sehen waren. Ich wollte, dass er sie ansieht. Er hat meine Hand weggeschlagen und hat mit der Hand auf die Straße gezeigt – ich sollte abhauen, wie wenn man einem Hund sagt: Hau ab! Ich habe geschwiegen. Verstehen Sie, die Kränkung lähmte mich. Meine Augen füllten sich sogar mit Tränen. Ich schwieg weiter und streckte ihm zum zweiten Mal die Hand mit den Fotos entgegen und sagte ihm auf Spanisch: Mira!, schau! Er schlug mir auf die Hand... Die Fotos fielen zu Boden... Und dann ging es los... Wahrscheinlich... Meine Kinder sind für mich das höchste Gericht. Wenn sie könnten, würden sie sagen, dass ich sie wirklich geliebt habe, dass ich sie nicht im Stich gelassen und nicht zugelassen habe, dass sie spurlos verschwinden.

Mitte März 2005 brachten sie Kalojew vom Psychiatriezentrum Rheinau in die Strafanstalt Pöschwies des Kantons Zürich, er weigerte sich zu arbeiten, arbeitete endlich doch, zuerst allein in der Zelle, dann in der Gärtnerei, er weigerte sich, wenn die Reihe an ihm war, die

Toiletten der Gärtnerei zu putzen, Kalojew wurde in die Metallwerkstatt strafversetzt, er drehte Kleiderbügel aus Draht und war dabei so blind und fleißig, dass, unter dem ständigen Druck, in seiner linken Hand ein Gewächs entstand. Der Arzt empfahl eine Operation, Kalojew sagte, von den Schweizern lasse er sich nicht heilen, und ließ, als die Schmerzen unerträglich wurden, den Eingriff zu.

Er sammelte die Briefe, die ihn erreichten, band sie zu Stapeln, Briefe voller Mitleid aus Russland, Ossetien, Belgien, Deutschland, Israel, ein Mensch aus München überwies jeden Monat hundert Euro, eine Kasachin setzte Poesie ins Internet, Für Witalij K., eine Dame aus der Ostschweiz, Hobbymalerin, schickte ein Muster ihrer Kunst, Eisbärenmutter und ihr Junges, Öl auf Leinwand.

Für jeden Toten bezahlte die Skyguide AG 100000 US-Dollar. Ein Drittel davon vermachte Kalojew der Witwe des Lotsen, ein weiteres Drittel wollten seine Anwälte und der Staat Zürich, den Rest behielt Kalojew für sich.

Es ist früher Abend, die Forellen, von Fliegen besetzt, liegen kalt in einer Schale, Soja schläft auf dem Sofa ihres Bruders Witalij, der heute Morgen in den Krieg zog, die Augen klein, als hätte er geweint. Der Fernseher lärmt, das Telefon schellt, Jurij, der Älteste, ruft aus Moskau an.

Nein, Witalij ist nicht zurück.

Hat er angerufen?

Nein.

Ruf mich an, falls er anruft, sagt Jurij.

Soja seufzt und reibt sich mit dem Rücken ihrer Hand die müden Augen. Ach, seufzt sie und setzt sich an den Tisch.

Wenn er doch, weint Soja, wenn er doch wieder eine fände, die ihn zur Ruhe bringt.

Dreihundert Menschen standen auf dem Platz der Freiheit in Wladikawkas, zwei Dutzend vor der Schweizer Botschaft in Moskau und lärmten, Kalojew sei nicht Täter, sondern Opfer, Dienstag, 25. Oktober 2005, Prozessbeginn in Zürich. Sechzig Journalisten warteten vor dem Obergericht, zwölf aus Russland, Bruder Jurij war angereist, auch der nordossetische Staatspräsident mit Gefolge. Fast bartlos und grau saß Kalojew im Saal, Hirschengraben 15, winkte seinen Osseten und suchte zu lächeln. Dreizehn Stunden dauerte die Verhandlung, Kalojew sprach zögernd und leise, klammerte sich an den Stuhl. Der Richter fragte, ob er sich bei der Familie des Fluglotsen je entschuldigt habe.

Das ist schwierig, knurrte Kalojew, wenn ich sehe, was geschehen ist, fällt es mir schwer, so einen Satz zu sagen.

Sie erwarten Entschuldigungen, ohne sich selbst zu entschuldigen, sprach der Staatsanwalt.

Das brauchen Sie mir nicht zu erklären! Für die Kinder empfinde ich Mitleid... Es tut mir leid... Das ersetzt eine Entschuldigung.

Kalodjew weigerte sich aufzustehen, als der Gerichtspräsident am Mittwoch, nach drei Stunden öffentlicher Beratung, zum Urteil ausholte, acht Jahre Gefängnis wegen vorsätzlicher Tötung.

Wütend eilte Jurij aus dem Gericht und zeigte die Fotos der Leichen. Die Zeitung Moskowskij Komsomolez lobte: Kalodjew ging den geraden Weg des Herzens.

Anklage und Verteidigung, beide unzufrieden, legten Berufung ein.

Am 26. November 2006 bestätigte das Kassationsgericht des Kantons Zürich zwar den Schuldspruch, wies aber das Obergericht an, Kalodjews Zurechnungsfähigkeit und somit das Strafmaß zu überdenken. Ein halbes Jahr später, am 18. Juni 2007, reduzierte das Obergericht Kalodjews Strafe von acht Jahren Gefängnis auf fünf Jahre und drei Monate, Kalodjews Schuldfähigkeit, so die Richter, sei zum Zeitpunkt der Tat schwer vermindert gewesen.

Nach seiner Rückkehr bedankte er sich bei Putin und beim russischen Volk

Darüber wiederum beschwerte sich die Staatsanwaltschaft beim Schweizerischen Bundesgericht in Lausanne, der höchsten Instanz im Land.

Kalodjew, ganz in Schwarz, drehte Kleiderbügel nach Kleiderbügel, Kalodjew wurde rot vor Zorn, als er vernahm, drei der acht angeklagten Mitarbeiter der Skyguide AG, in Bülach vor dem Bezirksgericht, hätten nur Bewährungsstrafen erhalten, zwölf kurze Monate, ein vierter nur eine Buße, auch diese auf Bewährung.

Bei uns müssten alle acht in ein Arbeitslager!

Endlich, am 8. November 2007, Donnerstag, entschied das Bundesgericht und bestätigte das Urteil der Zürcher in Sachen Kalodjew, fünf Jahre und drei Monate – Kalodjew war frei, ein Drittel der Strafe, wie üblich in der Schweiz, wurde ihm, dem guten Gefangenen, erlassen.

Es klopft am Tor, Soja schaut zur Uhr über dem Schrank, halb zehn, sie schreit: Wer ist da?

Ist er zu Hause?, fragt eine Frau.

Er ist nicht hier.

Darf ich hineinkommen?

Soja geht zum Tor und öffnet, eine schwere Frau mit rotem Haar setzt sich an den Küchentisch.

Es ist so, beginnt die Dicke, es geht um den Sohn meines Neffen, der dringend eine Operation braucht, am Bauch. Aber wir haben kein Geld und kennen keinen Arzt, der...

Er ist nicht hier, sagt Soja.

Ich warte, sagt die Dicke, schweigt und schaut Krieg in Georgien.

Sogar, sagt jetzt der Sprecher des Senders Westi, sogar Witalij Kalodjew, der stellvertretende Bauminister in Nordossetien, der vor Jahren in Überlingen auf so tragische Weise seine ganze Familie verlor, hat heute in Südossetien unseren Söhnen und Soldaten Mut gemacht.

Kalojew erreichte Moskau nachts um halb drei, Dienstag, 13. November 2007. Hunderte standen im Flughafen Domodedowo, Jurij, Verwandte, Gesandte der ossetischen Gemeinde von Moskau. Die Jungschar Naschi, Verehrer von Staatspräsident Putin, hielten Spruchbänder hoch: Kalojew ist unser Mann!, Du bist ein wahrer Mensch!, Gäbe es mehr von deinesgleichen, stünde Russland besser da.

Man reichte Blumen, Kalojew, leicht gebückt, suchte Worte, bedankte sich bei Putin, beim russischen Volk und bei dessen Regierung, er habe sich, sagte er, im Gefängnis nie in der Fremde gefühlt.

Hupend fuhr man ins Zentrum der Stadt, hielt vor dem Haus des Ossetischen Vereins, Novoslobodskaja uliza 34/2, und feierte Kalojew an drei langen Tischen, Frauen und Männer getrennt. Ein Schaf war geschlachtet worden, Kopf und Füße, wie es Brauch ist, lagen ausgestellt. An den Wänden die Bilder ossetischer Helden, lange spitze Bärte, Brüste voller Orden. Man trank Wodka und Wein, sprach Spruch nach Spruch bis in den Morgen.

Kalojew schlief in Jurijs Bett, machte sich dann, kaum wach, auf den Weg zum Klub ossetischer Ringer. Die schenken ihm einen Trainingsanzug, darauf das Zeichen der Nationalmannschaft, und hohe silbergraue Sportschuhe.

Europa kennt keine shakespeareschen Leidenschaften mehr, kommentierte die Iswestija Kalojews Wiederkunft, Europa ist entwöhnt. Die saubere, gepflegte, mit Anwaltskanzleien übersäte und von politischer Korrektheit platt gebügelte Alte Welt fürchtet offene und starke Gefühle.

Die Leser eines Internetportals wählten ihn zum Osseten des Jahres 2007

In Wladikawkas, 14. November 2007, winkten sie von Dächern und Balkonen. Kalojew besuchte zuerst den Friedhof von Beslan, 331 Tote, die meisten davon Kinder, die Anfang September 2004 umgekommen waren, weil tschetschenische Terroristen eine Schule überfielen. Kalojew legte einen Kranz nieder, den man ihm reichte, eine Frau trat zu ihm, ging auf die Knie und bat, er, Kalojew, möchte mit den Mördern ihrer Kinder verfahren, wie er mit dem Mörder seiner Familie verfuhr. Dann reiste er weiter, streichelte endlich den schwarzen Marmor, unter dem seine Kinder liegen, seine Frau, Konstantin, Diana, Swetlana, 1. Juli 2002.

Soja hatte gekocht. Die Männer saßen im Hof und auf der Straße und lärmten sich froh, die Frauen unter den Kronleuchtern im Wohnzimmer.

Witalij, fragte ein Journalist der Zeitung Kommersant, bereust du, was du getan hast?

Du nervst! Ich tat, was ich wollte, ich tat, wozu ich in die Schweiz gereist war, sagte Kalojew und wandte sich ab.

Im Dezember dann fuhr der Präsident der Republik Nordossetien vor, trat in Kalojews Haus, Levchenko uliza Nummer 35, und fragte, ob Kalojew Lust habe, Politik zu machen, vielleicht im Bauministerium, er sei ja Architekt, ein sehr geachteter Mann. Kalojew versprach, die Sache zu bedenken.

Am 9. Januar 2008, ohne sich anzumelden, stand der Chefredakteur des Internetportals Die 15. Region in der Küche und verehrte Kalojew einen Bronzekrieger mit gekreuzten Säbeln über grimmigem Haupt, Glückwunsch, sagte der Mann, er, Kalojew, sei von den Besuchern des Portals zum Osseten des Jahres 2007 gewählt worden. Kalojew suchte zu lächeln, bedankte sich, aber er begreife sich, sagte er, nicht als besonders.

Einstimmig ernannte das Kabinett der Republik am 18. Januar 2008 Kalojew zum stellvertretenden Bauminister, zuständig für die Gesundung und Modernisierung des Bauwesens in Nordossetien, Russland, insbesondere für eine Abwasserreinigungsanlage und ein Kraftwerk in den Bergen. Schnell trat Kalojew ins Amt, Montag, 21. Januar 2008, bezog ein Büro am Platz der Freiheit, zweiter Stock, Lenin im Flur. Der Staatspräsident überraschte mit einem alten Stich, die Engelsburg in Rom, und Kalojew, bei dieser Gelegenheit, bat um eine Auffrischung des Raums, Kalojew ließ die Maler kommen und befahl, die Decke über seinem Tisch blau zu streichen, himmelblau.

Jetzt, bald Mitternacht, hält ein Wagen vor dem Tor, Soja trabt aus dem Haus, man hört sie lachen, lärmern.

Hast du Hunger?

Kalojew setzt sich an den Tisch, das Gesicht erlöst und heiter, er steckt sich eine Zigarette an und zieht tief ein, zwei tote Georgier hat er gesehen, heute im Krieg, Armeen von russischen Panzern, die südwärts hielten, und sogar den Präsidenten von Südossetien, der ihn heftig küsste, als Kalojew aus dem Dienstwagen der Marke Wolga stieg.

Und?, schimpft Soja.

Das verstehst du nicht.

Was verstehe ich nicht?

Du bist nicht Russland, weint Soja.